Nr. 14 — Leipzig, den 27. März — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Letzte Worte — Aus der Geschichte des Mariendienstes: 4. Der Jetzersche Handel; 5. Schlußbetrachtung — Kirchenideale und Kirchenreformen: 5. Das älteste Christentum und der Staat — Dunkle Existenzen — Edle Frauenthätigkeit in Siebenbürgen — Sofia — Bücher und Schriften: Die Glarner Familienbibel; Kirchliche Chronik; Rheinische Richter und römische Priester; Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins

Letzte Worte

„Jesus aber sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun" (Luk. 23, 34).

Das ist das erste Wort am Kreuze. Jesus hat es gesprochen, nachdem ihn die Kriegsknechte mit roher Hand genommen, an das Kreuz gefesselt und dieses in die Höhe gerichtet hatten; als der erste große Schmerz der Kreuzigung ihn durchzuckte, war dies sein erster Gedanke, seinen Peinigern vom Vater Vergebung zu erbitten.

Daneben hing einer: wie hat den derselbe Schmerz, die gleiche Qual aufgebracht und erbittert! Er sucht einen Gegenstand, an dem er seinen Schmerz und seine Wut auslassen könnte, da er den Peinigern selbst nichts anzuhaben vermag. Er verspottet und lästert Jesum. Darüber sind wir mit dem andern Schächer empört; aber thut er etwas so sonderliches? Ist das nicht die Art der Menschen, ihrem Schmerz in lauter, tobender Weise Luft zu machen, gleichviel ob sie wirklich die treffen, welche Ursache ihres Schmerzes sind? So die Menschen. Aber des Menschen Sohn trägt stumm und ruhig die ungekannten Qualen, und da er genug mit sich selber zu thun hätte, mit sich und mit seinen Leiden, gedenkt er doch vor allem mitleidig an die Schuld, die frevelnde Menschen durch seine Hinrichtung auf sich laden.

Auch edle Menschen überragt Jesus dadurch weit. Als der karthagische Feldherr Bomilkar ans Kreuz geschlagen wurde, weil er eine Schlacht verloren hatte, erduldete er zwar die Kreuzesqualen mit dem Gleichmut einer starken Seele; man hörte keine Klage aus seinem Munde, wohl aber eine Anklage, harte Anklage seiner Mitbürger wegen ihres thörichten Undanks gegen ihre besten Söhne. Er machte das Kreuz zum Anklägerstuhl. Jesus ist auch am Kreuze nicht Ankläger, sondern Verteidiger; fürbittend und vermittelnd, entschuldigend und zum Besten kehrend tritt er für seine Verfolger ein.

Als Konradin, der letzte Sproß aus dem Kaisergeschlecht der Hohenstaufen, zu Neapel in jugendlichem Alter das Blutgerüst bestieg, weil er im Kampfe um sein Recht unterlegen war, that er es auch mit solcher Fassung, daß Rührung das Volk umher ergriff. Vor dem Todesstreiche erhob er seine Hände gen Himmel und sprach: „Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände." Dann kniete er nieder und rief: „O Mutter, welches Herzeleid bereite ich dir!" Er betete zu Gott und sorgte für seiner Seele Heimfahrt ins Vaterhaus, er gedachte in kindlicher Liebe seiner Mutter — aber für seinen Feind und Mörder, Karl von Anjou, hat er nicht gebetet. Anders der Sproß aus Davids Hause. Er gedachte zuerst seiner Feinde, dann sorgte er für seine Freunde, und zuletzt befahl er sich in seines Vaters Hände.

So hat er durch seine Fürbitte am Kreuze auch und nicht am wenigsten bewiesen, daß er selbst die Edelsten der Menschheit noch um eines Hauptes Länge überragte; so hat er es auch in der letzten Stunde wahr gemacht, daß er mit dem Vater eins war: denn wie der Vater zeigte er sich, der seine Sonne auch über die Bösen aufgehen läßt und regnen auch über die Ungerechten. So hat er in schwerster Stunde sein schwerstes Gebot an die Seinen selbst und ganz erfüllt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

Das Gold wird durch das Feuer bewährt; in der Trübsal zeigt der Mensch, was er ist und vermag; die Todesstunde offenbart das ganze Leben. Der sich in seiner Kreuzestodesstunde also offenbart,

Ihm huldigt in der tiefsten Seele
Der Geist und spricht: Wer ist wie du?

St

Aus der Geschichte des Mariendienstes

4. Der Jetzersche Handel

Die Männer, welche an der Spitze des Berner Dominikanerklosters standen, übernahmen die heikle und nicht gefahrlose Aufgabe: der Prior, der Subprior, der Prokurator und der Klosterprediger. Franziskanische Berichte haben später erzählt, diese vier hätten, um den teuflischen Plan richtig durchführen zu können, zuvor einen Bund mit Satanas selbst geschlossen, mit Hilfe der schwarzen Kunst — ganz wie Dr. Faust — den Teufel beschworen, der ihnen auch in Negergestalt erschienen sei, und ihm mit ihrem Blute ihre Seelen verkauft. Lassen wir dieses Bündnis auf sich beruhen — soviel ist gewiß, daß es sich um eine richtige Teufelei bei dem handelte, was nun in Szene gesetzt wurde.

Vor allem mußten die Betrüger einen Menschen finden, der sich dazu eignete, um als Betrogener dabei gebraucht zu werden. Dumm und bigott — diese beiden Eigenschaften mußten sich in dem Betreffenden vereinigen. Sie suchten, und sie fanden. Da war ein Schneidergesell aus Zurzach, Hans Jetzer mit Namen. Der hatte früher schon einmal an ihre Klosterpforte geklopft und um Aufnahme gebeten; aber sie hatten ihn abgewiesen, weil er ihnen zu arm erschien, zu wenig ins Kloster mitbringen konnte. Jetzt zeigten sie sich freundlich gegen ihn, nahmen ihn als Novizen auf, und solche Tugend fand noch unerwarteten Lohn, da sich herausstellte, daß sie ihn bisher in seinen Vermögensverhältnissen unterschätzt hatten: er brachte ihnen an Geld und Habe mehr mit, als sie gerechnet hatten. Kaum war der Novize etliche Tage im Kloster, so begann es zu nächtlicher Zeit seltsam in seiner Zelle zu spuken. An seinem Lager erblickte er einen Geist in langem, schleppendem Gewande, der unter kläglichem Geheul sich als eine der in den Flammen des Fegfeuers schmachtende Seele offenbarte und ihm kund gab, er könne ihn erlösen durch eine beträchtliche Zahl von Gebeten und durch achttägige Selbstgeißelung bis aufs Blut. Der erschreckte und aufgeregte Novize beichtete am folgenden Morgen diese Offenbarungen dem Prior. Der veranlaßte sofort den öffentlichen Vollzug dieser Sühnakte vor staunendem Volk, wobei alsbald die Gelegenheit wahrgenommen wurde, mit kräftigen Seitenhieben

auf die üppigen und prassenden Franziskaner dem Volke diese Kasteiung und Selbstaufopferung eines Insassen ihres Klosters gebührend herauszustreichen. Die Komödie war somit in glücklichster Weise eingeleitet: mit der Wahl Jetzers war man an den Geeigneten gekommen.

Bald erschien der gequälte Geist dem Schneidergesellen aufs neue und bedankte sich für die wirksame Hilfe, die er erhalten; nur ein kleiner Rest von Pein sei noch übrig, für die er einige gefällige Leistungen des Düpirten sich ausbat. Zugleich offenbarte aber auch der Geist dem Novizen, daß es ein Glück für diesen sei, gerade in den Dominikanerorden gekommen zu sein, denn — so plauderte er aus — die großen berühmten Lehrer der Franziskaner schmachteten drüben im Fegfeuer um ihrer irrigen Lehre betreffs der Jungfrau Maria willen.

Aber der gewandte Subprior, der bisher den Geist gespielt, meinte es auch mit Frauenrollen versuchen zu können. Man hatte seitens der Wissenden im Kloster dem braven Novizen eine Reihe von wichtigen Fragen aufgesetzt, auf die er sich, wenn er wieder einer Erscheinung gewürdigt würde, geneigte Antwort erbitten sollte, Fragen, die sich alle teils direkt auf die streitige Lehre, teils auf die sonstige Rivalität zwischen Franziskanern und Dominikanern bezogen. Und siehe, in der Nacht des 8. Dezember trat ein schönes Weib in die Zelle des Mönches und offenbarte sich ihm als die heil. Barbara. Sie nahm den Zettel mit den Fragen von ihm huldvoll entgegen und kündigte dem Begnadigten an, daß das nächste mal Maria selbst erscheinen und seine Fragen beantworten würde. Und Maria kam — sie legitimirte sich ihm durch kostbare Reliquien, die sie ihm schenkte, Windeln, in denen einst das Christkind auf der Flucht nach Aegypten geruht, und ein Glas, in welchem Blut des Gekreuzigten aufgefangen war. Sie forderte ihn auf, am Morgen an den Altar im Chor der Klosterkirche zu treten, da werde er vor dem Kreuze fünf Blutstropfen finden: die sollten die Schmerzen bedeuten, die sie empfunden, als ihr Sohn am Kreuze gestorben. Aber sie vergaß auch nicht, über die Hauptsache Rede zu stehen: ein neuer Papst werde kommen, der werde die falsche Lehre der Franziskaner verurteilen und die der Dominikaner zur alleingiltigen Kirchenlehre erheben. Natürlich fanden sich am nächsten Morgen die geweissagten Blutstropfen auf dem Altar: die Echtheit dieser Erscheinung Marias konnte also nicht füglich bezweifelt werden.

Bei einer zweiten Erscheinung begann nun Pseudo-Maria ein geradezu frevelhaftes Spiel mit dem armen Bethörten. Sie verkündigte ihm, daß er gewürdigt sei, das höchste aller Wunder an seinem eigenen Leibe zu erleben: er solle Christi Wundenmale an sich tragen, die Zeichen, deren sich die Franziskaner von ihrem Ordensstifter, dem heil. Franziskus, fälschlich berühmten. Sie forderte seine Hand: furchtsam wollte er sie zurückziehen, aber mit männlicher Kraft wurde sie festgehalten und auf den Bettrand gepreßt; ein heftiger Schmerz durchzuckte den Begnadigten, daß er laut aufschrie — seine Hand war mit einem starken Nagel durchbohrt worden. Damit war's aber genug für diese eine Nacht; es würde wohl einige Anstrengung gekostet haben, mit den anderen Gliedmaßen alsbald die gleiche Stigmatisirung vorzunehmen. Die falsche Maria hielt es für geraten, auch in der nächsten Nacht ganz friedfertig ohne Marterwerkzeuge zu erscheinen; nur freundlichen Zuspruch richtete sie an ihn, belobte ihn und bemühte sich, seine Eitelkeit zu wecken. Ueber die nächstfolgenden Ereignisse besitzen wir etwas abweichende Berichte: nach dem einen sollen die noch fehlenden Wundenmale dem Jetzer in bewußtem Zustande mit brutaler Gewalt beigebracht worden sein, nach dem anderen, wahrscheinlicheren Berichte hatte man ihn zuvor durch einen betäubenden Trank in tiefe Bewußtlosigkeit versetzt und diesen Zustand benutzt, um die Stigmatisirung zu vollenden. So nur läßt sich erklären, daß er noch immer nicht den argen Betrug merkte, zu dessen Opfer er ersehen war. Dem Volke verbreitete man die Kunde von dem Wunder, das geschehen war; man brachte Jetzer in eine Zelle, die man effektvoll mit Bildern der Passion Christi geschmückt hatte, in welche aber auch das Volk von draußen bequem hineinschauen konnte. Da sollte sich alles Volk den neuen Heiligen betrachten — aber sein Benehmen war so ungelenk, daß es mehr zum Lachen als zur Andacht reizte. Doch nun, auf dem Höhepunkt des Gelingens trat eine unerwartete, für die Dominikaner fatale Wendung ein. Als Maria abermals dem Schneider erschien, aber diesmal statt des Subpriors der Klosterprediger die Rolle spielte, da kam dem Novizen diese Stimme doch so wunderbar bekannt vor: er sann nach — das war ja offenbar dessen Stimme, bei dem er zu beichten pflegte, und plötzlich fuhr er auf mit dem Schrei: „O Gott, die Lügner haben mich betrogen! Gott verderbe dich samt deinen Spießgesellen, die ihr mich Aermsten hinter das Licht geführt habt!“ Erschreckt entwich die Erscheinung; der Entlarvte eilte zum Prior und meldete ihm die böse Wendung, die das Spiel zu nehmen drohte. Doch dieser meinte, so schnell dürfe man das Spiel nicht verloren geben. Er selbst wolle als Maria erscheinen, seine Stimme sei dem Novizen am wenigsten bekannt; er werde ihn schon durch das Vorzeigen kostbarer Reliquien beruhigen. So kam er und präsentirte eine blutgetränkte Hostie, sowie ein mit Christi Blut gefülltes Glas; Maria sprach holdselige Worte — aber der einmal Gewitzigte machte kurzen Prozeß: er ergriff ein Messer und attakirte in Gottes Namen die himmlische Erscheinung. Er stach zu und verwundete den Prior schmerzhaft am Knie, der in dieser kritischen Lage völlig aus seiner Rolle fiel, eine zinnerne Schüssel ergriff und diese in verzweifelter Abwehr gegen den Angreifer schleuderte. Erschreckt wich dieser zurück, und der Prior entrann.

Die frommen Väter traten jetzt zu ernster, banger Beratung zusammen: was thun? Daß sie, wie ein Berichterstatter meldet, noch einmal es mit einer Erscheinung versucht haben sollten, ist nicht wohl zu glauben. Es zeigte sich ihnen nur ein anderer Ausweg. Sie zitirten Jetzer vor sich und eröffneten ihm, daß jene letzten Erscheinungen allerdings nur ein Trug gewesen seien, nur ein Versuch, ihn auf die Probe zu stellen, und richtig habe er das Unechte von dem Echten alsbald unterschieden. Daran solle er nur unverbrüchlich festhalten, daß er seine Wundenmale durch übernatürliche Wirkung empfangen habe. Sie ermahnten ihn als einen gehorsamen Sohn des Dominikanerordens, daß er nichts von dem falschen Spiele verrate, das sie zuletzt mit ihm getrieben. Sie baten ihn — aber sie bedrohten ihn auch zugleich und lockten ihn. Wenn er jetzt von ihnen gehe, so werde ihm Elend und Armut folgen; werde er dagegen bleiben, reinen Mund halten und sie weiter unterstützen, dann werde er mit ihrem Kloster auch selber zu Reichtum und Wohlleben gelangen. Und Jetzer ließ sich bereden. Wir stehen somit an dem Punkte des Spieles, bei welchem er aufhört, nur der bemitleidenswerte Betrogene zu sein; er beginnt den Zusammenhang zu durchschauen, und er willigt ein, Genosse der Betrüger zu werden. Natürlich hatte es jetzt keinen Wert mehr, ihn noch weiter mit himmlischen Erscheinungen zu beunruhigen; es galt jetzt nur noch, so schnell als möglich die Volksmenge für die vermeintlichen Wunder zu fanatisiren und gegen die Franziskaner zu hetzen. Hastig wurden verschiedene Versuche in dieser Richtung angestellt. Ein in der Klosterkirche befindliches Marienbild wurde durch Malerkünste zum Weinen gebracht. Die Kunde davon wird in der Stadt ausgesprengt. Jetzer selbst wird in die verschlossene Kirche mittels Nachschlüssel eingelassen. Und als nun das Volk herbeieilt und ihm die Kirche aufgeschlossen wird, da schaut es Wunder über Wunder: auf Marias Gesicht stehen Thränen; Jetzer, wunderbar seiner Zelle entrückt, kniet unbeweglich wie in Verzückung vor dem Altar. Und nun beginnt gar die weinende Maria zu reden: sie müsse weinen, weil das Volk noch immer die ketzerischen Franziskaner in der Stadt dulde! So wird der Pöbel glücklich in Alarm gebracht; auch die Väter der Stadt kommen herbei und schauen und werden nachdenklich. Die Dominikaner sprengen Tropfen des in einem Glase aufgefangenen Blutes Christi, das, wie sie behaupten, aus einer Hostie geflossen ist, als teure Reliquien auf Tücher — kurz, die kräftigsten Hebel sind jetzt in Bewegung gesetzt, um gegen ihre Rivalen zu hetzen und zugleich eine Wallfahrt zu ihrer so reich gesegneten Kirche in Gang zu bringen. Der Zulauf zu ihrer Kirche wächst, die Stimmung in der Bevölkerung wird immer aufgeregter — da macht ihnen plötzlich Jetzer selbst unversehens einen argen Strich durch die Rechnung.

Wohlleben war ihm ja freilich versprochen worden; aber so lange er als Heiliger und Begnadigter gezeigt, als Aushängeschild für die Volksmenge gebraucht werden sollte, so lange mußte er in Speise und Trank möglichst knapp gehalten werden. Ein katholischer Heiliger darf doch nicht wohlgenährt aussehen, das wäre ja gegen alle kirchliche Tradition! Also ohne Hungerkur ging die Sache nicht zu machen. Das war aber gar nicht nach seinem Geschmack, um so weniger, als er eines Tages den Prior und seine Vertrauten bei einem heimlichen üppigen Gelage in Gesellschaft schöner Frauen entdeckt hatte. Sie praßten — und er sollte hungern. Er versuchte, sich gegen das fortgesetzte Fasten aufzulehnen; sie merkten wohl, daß er an der Fessel zu rütteln begann, die sie ihm angelegt hatten, und sie fingen daher an, ihn mit Argwohn zu überwachen: „Wer weiß, ob er uns nicht doch noch verrät!" So reifte in ihnen der weitere Entschluß, den nunmehr unbequemen und gefährlichen Zeugen ihrer Ränke für immer still und stumm zu machen. Er fängt eines Tages ein Stück einer Unterredung auf, in welcher besprochen wird, wie man ihn am sichersten aus dem Leben schaffen könne. Noch einmal versuchen sie es, mit brutaler Gewalt sich seiner zu vergewissern: unter Mißhandlungen und furchtbaren Drohungen nehmen sie ihm einen schweren Eid ab, daß er niemals ausplaudern wolle, was er wisse. Aber wenige Tage darauf ist seine Zelle leer: er ist verschwunden und steht vor dem Rate der Stadt Bern, dem er ein umfassendes Geständnis ablegt. Aber nun sollte sich zeigen, daß die Berner doch klüger waren, als die Mönche gedacht. Zwei der Hauptschuldigen waren schleunigst „in Ordensangelegenheiten" verreist, und auch die andern Mitschuldigen würden rechtzeitig entwischt sein, wenn der Rat Lärm gemacht hätte — denn selber einzuschreiten gegen geistliche Personen stand ja nicht in seiner Macht. Aber der Rat stellt sich, als halte er Jetzer für einen nichtsnutzigen Verleumder, den er einstweilen bis auf weitere Bestrafung in Gewahrsam legt. Die Mönche atmen auf, die „Verreisten" kehren ruhig wieder ins Kloster zurück. Während dessen hat aber der Rat in aller Stille Jetzer an den zuständigen geistlichen Oberen, den Bischof von Lausanne, geschickt, und mit dessen Zustimmung erfolgt nun plötzlich die Gefangennahme der Schuldigen. In ihren Klosterzellen selbst werden sie in Ketten gelegt und sorgsam bewacht, bis der Papst, an den schleunige Botschaft gesendet wird, die Richter ernannt habe, welche über diesen Frevel peinliches Gericht halten sollten. Im Mai 1509 entsetzte der geistliche Richter die Missethäter ihrer geistlichen Würden und übergab sie dem weltlichen Gerichte; acht Tage darnach brannten vor der Stadt die Scheiterhaufen, auf welchen die vier schuldigen Dominikaner ein qualvolles Ende fanden. Jetzer selbst wurde als Mitschuldiger zu lebenslänglicher Haft verurteilt; er entkam, wurde wieder aufgegriffen und sollte nach Bern ausgeliefert werden, aber die Berner lehnten es ab, sich mit ihm weiter zu befassen — sie fürchteten neue Gerichtskosten und Weitläufigkeiten. So blieb der Betrogene und Verführte des weiteren unbehelligt.

Die Dominikaner gaben sich mit dem Berner Urteil nicht zufrieden; sie behaupteten die Unschuld ihrer Ordensbrüder, die Parteilichkeit des Gerichts, ja die Parteilichkeit des Papstes selbst. Eben dadurch haben sie Anlaß gegeben, daß ein Straßburger Franziskaner, der bekannte Dichter **Thomas Murner**, den wir nachmals unter den heftigsten literarischen Gegnern Luthers antreffen, ausführlichen Bericht über den ganzen Hergang der Nachwelt überliefert hat. Es läßt sich ja denken, in welcher Weise und mit welcher Begierde die Franziskaner diese Skandalgeschichte ausbeuteten: in Prosa und in Versen ging jetzt in einer Reihe von Flugschriften die Kunde von diesem „Gottesgericht" in die deutschen Lande aus. Mindestens neun solcher deutschen Flugschriften können wir noch nachweisen. Natürlich wird hier das Vorgefallene als ein Sieg der franziskanischen Lehre von der unbefleckten Empfängnis besungen.

Es genügt, folgende Verse aus einer dieser Schriften anzuführen:

Maria, Mutter, reine Magd,
Dein Lob wir sprechen unverzagt,
Ohn' Erbsünd' du empfangen bist
Und hat nicht geholfen arge List!
Erwirb uns Gnad', Barmherzigkeit,
Dem Sünder du doch bist bereit u. s. w.

oder die Schlußverse eines anderen:

Der dieses Büchlein hat drucken lan,
Der hat's Marien zu Ehren gethan,
Er hofft von ihr den ew'gen Lohn. —

5. Schlußbetrachtung

Das Blatt aus der Geschichte des Marienkultus, das wir hier aufgeschlagen haben, ist dunkel; wenig Erfreuliches erzählt es uns. Warum rührt man denn diese alten Sünden und Betrügereien wieder auf? Giebt es nicht Blätter in dieser Geschichte, deren Betrachtung auch den Protestanten erfreut? Sicherlich werden wir nie vergessen dürfen, was für reiche Anregungen der künstlerische Trieb aus der Marienandacht gezogen hat. Wir mögen aus der Musikgeschichte die herrlichen Tonwerke nicht streichen, die uns ein Stabat Mater, ein Ave Maria, ein Salve Regina vorführen. Wir vergessen nicht, daß die Dichtkunst seit den Tagen des Mittelalters manch duftigen Strauß inniger Andacht dem Minnedienst Mariä dargebracht, daß eine Sixtinische und eine Holbeinsche Madonna die Perlen unsrer Gemäldesammlungen sind, daß einem Dürerschen „Marienleben" gegenüber auch der Protestant einen nicht nur ästhetischen Genuß hat. Es wird uns nie einfallen können, die hohe Bedeutung die auch ein irregehender religiöser Trieb auf die Entwickelung der Künste ausübte, in Abrede zu stellen oder um deswillen herabzusetzen, weil wir seine religiöse Grundlage verurteilen müssen. Freilich meine ich, daß eine evangelische Gemeinde so „intolerant" sein sollte, es zu verwehren, wenn ihr Kirchenchor bei einem Kirchenkonzerte durchaus ein Ave Maria meint singen zu sollen. Man zeige uns einmal den katholischen Kirchenchor, der „um der schönen Melodie willen" einer katholischen Gemeinde unser „Ein feste Burg" vorzusingen wagen würde! Und eine Kränkung ist es für unser evangelisches Bewußtsein, wenn wir bei einer evangelischen Weihnachtsfeier beim Gesange des köstlichen „Es ist ein Ros' entsprungen" uns im zweiten Verse die katholische Version: „Das Röslein, das ich meine, davon Jesaias sagt, ist **eine Jungfrau feine**, Maria die reine Magd" müssen vorsingen lassen. Wir wünschten wohl, daß Dr. Luther einmal allen denen, die ihr lutherisches Christentum so gern mit einigen Tropfen katholisirender Romantik auffärben, in seiner derben Weise die Leviten lesen und das protestantische Gewissen schärfen könnte. Hat es doch mit Fug und Recht eine evangelische Gemeinde Pommerns ihrem Pastor sehr übel genommen, daß er bei der Renovirung der schönen alten Kirche dem Namen „Marienkirche" zu Liebe als Altargemälde eine Maria als Himmelskönigin hatte malen lassen, eine Maria mit der Krone auf dem Haupte und die Füße auf dem Monde. Wir wollen uns eben künstlerisches Wohlgefallen und religiösen Wert nicht mit einander vermengen lassen. Aber in unsern Tagen haben wir es keineswegs nur mit den Gefahren einer doch immer nur verschwindend kleine Teile unserer evangelischen Gemeinde berückenden katholisirenden Romantik zu thun, gegen die wir gelegentlich Front machen müßten, sondern mit dem in voller Machtkonzentration uns begegnenden System des Romanismus selbst, der sich gegenwärtig allerorten zum Kampf gegen das Erbe und gegen die Erben der Reformation aufgemacht hat. Zwei schneidige und wirksame Waffen stehen uns in der Abwehr gegen diesen Feind zur Verfügung. Das Wort Gottes und die Geschichte, vor allem die Geschichte des Romanismus selbst. Aber eben das **Zeugnis der Geschichte** sucht uns der Ultramontanismus neuester Gestalt zu entwinden und zwingt die edle Freie, die geschichtliche Wahrheit, dazu, ihm Magddienste zu erweisen. Der vielgenannte Historiker der Ultramontanen, Joh. Janssen, hat in seiner farbenreichen und glänzenden Darstellung der Zustände Deutschlands am Ende des Mittelalters diese ganzen Frankfurter, Wimpfener und Berner Akten — vergessen? O nein, er hats noch viel klüger angefangen! Im zweiten Bande, der die Zeit von 1517—1525 behandelt, im Kapitel, das von „Reuchlins Streit" erzählt, da, wo niemand es mehr suchte, hat er nebenbei mit einigen Zeilen der Sache Erwähnung gethan, ohne

irgendwie den Zusammenhang dieser „Betrügereien" mit dem Streit um das neue Mariendogma erkennen zu lassen; so konnte er dann, ohne direkt die Unwahrheit zu reden, seinen Gegnern, die ihm das Verschweigen dieser Vorkommnisse zur Last legten, mit dem Pathos sittlicher Entrüstung erwidern: Was wollt ihr? da steht's ja in meinem Buche! Er mag es daher verantworten, wenn wir den Finger etwas nachdrücklicher auf diese Zeugnisse der Vergangenheit legten. Lehrreich sind sie ja im höchsten Maße. Sie beleuchten mit eigentümlich grellem Lichte die Ansprüche des Romanismus, nur das zu lehren, was „immer, an allen Orten und von allen" gelehrt und geglaubt worden sei. Sie zeigen, was sich für Gegensätze, Rivalitäten und Feindschaften hinter dem glänzenden und uns so imponirenden Extérieur der Einheit der Kirche verbergen. Sie zeigen, mit welchen Mitteln man Propaganda machen und die Menge fanatisiren kann. Sie zeigen, wie entsetzlich gemein der Mensch wird, sobald er Heiliges zu agitatorischen Zwecken verwendet. Sie lehren uns an ihrem Teile, welchen Dank wir dem Manne schulden, der uns von allem selbsterwählten und selbstersonnenen Gottesdienst zu den lauteren Quellen zurückgeführt hat. Als Christus wieder in seiner Gnade und Wahrheit unserm Volke in neuen Zungen gepredigt wurde, da erblaßte die geborgte Strahlenkrone der „Himmelskönigin". Die in Christo ihren Mittler gefunden, bedürfen des „Mantels Mariä" nicht mehr, um unter diesem Schutz zu suchen. Nun bezichtigt man uns um deswillen katholischerseits wohl einer Entleerung, einer Verarmung des Christentums. Hat man doch neuerdings sogar einen besonderen Gebetsverein gegründet, welcher Maria die Kränkungen und die Schmach abbitten will, die ihr vermeintlich tagtäglich durch uns Protestanten zugefügt werden. Aber fürwahr, diesen Vorwurf können wir wohlgemut ertragen, guten Gewissens zurückweisen. So gewiß die christliche Kirche mit ihrem Bekenntnis der Einheit Gottes sich noch niemals ärmer gefühlt hat, als ein polytheistisches Heidentum, da ja dies scheinbare Weniger ein ganz ungeheures Mehr bedeutet, so gewiß weiß auch die evangelische Gemeinde, die da singt:

> Such wer da will Nothelfer viel,
> Die uns doch nichts erworben:
> Hier steht der Mann, der helfen kann —

daß sie nicht ärmer geworden ist mit ihrem Bekenntnis zu dem einigen und alleinigen Mittler und Fürsprecher Jesus Christus. Diese vermeintliche Armut unsrer Kirche ist in Wahrheit ihr Reichtum und soll es bleiben.*) G K

*) Hier sei es gestattet, eine Notiz anzuknüpfen, welche ein Freund d. Bl. uns über die Lehre der griechisch-katholischen Kirche von Maria zugehen läßt. Wie in vielen Stücken, hat die griechische Kirche auch in diesem die äußerste Entwicklung der römischen Mythologie nicht mitgemacht, sondern ist auf halbem Wege stehen geblieben:

Die „Sechs Briefe über die kirchlich-religiösen Zustände im Abendlande und die ökumenische Kirche vom Standpunkte eines morgenländischen Christen," welche C. E. Müller in Bremen herausgegeben und Hermann Dalton bevorwortet hat, ist es durchaus erlaubt, ungelesen zu lassen; sie sagen eigentlich nur, wie sich — in solchem Kopf die Welt gestaltet. Allerdings lesen wir S. 58 etwas allgemein Interessantes. „Die ökumenische (!, will sagen, also die jetzt im Morgenlande für orthodox geltende) Auffassung der Lehre über die Mutter Gottes setzte noch neulich der Bischof von Dalmatien und Istrien, Stephan, gegenüber der katholischen Propaganda bei den südlichen slavischen Völkern, folgendermaßen auseinander: „Die orthodoxe Kirche lehrt von der heiligen Jungfrau, daß sie unvergleichlich glorreicher sei als die Cherubime und Seraphe, daß sie ewige Jungfrau sei, und verehrt sie als Mutter Gottes. Diese ihre Lehre stützt sie auf die Schriften der Apostel und der Kirchenväter. Aber indem sie anerkennt, daß die Erbsünde auf die ganze Nachkommenschaft Adams übergegangen ist (Röm. 5, 12. 16. 17—19; Ps. 50), läßt sie auch die heilige Jungfrau innerhalb dieser Sünde empfangen und geboren sein, ungeachtet ihres unerschütterlichen Glaubens, daß die heilige Jungfrau in der Folge durch den heiligen Geist von der Erbsünde befreit (gereinigt) worden ist. — Demgemäß verwirft die orthodoxe Lehre die gottfeindliche Lehre von der unbefleckten Empfängnis und schreibt der heiligen Junfrau daher jene göttliche Würde (Wesen) nicht zu, welche Gott allein zugehört."

H

Kirchenideale und Kirchenreformen

5. Das älteste Christentum und der Staat

Im Jahre 313 erließ Kaiser Konstantin von Mailand aus ein Edikt, durch welches allen Religionsgemeinschaften im römischen Reiche Duldung zugesichert wurde. Damit hatte sich die christliche Kirche nach zweihundertjährigem Ringen das Recht einer religio licita, d. h. einer staatlich erlaubten Religion, erobert. Konstantins persönliche Stellung zum Christentume blieb freilich ebenso wie seine Politik noch Jahre hindurch zweideutig und zurückhaltend. Aber immer deutlicher trat doch, zumal seit seinem Siege über Licinius 323, die Bevorzugung der christlichen Religion oder wenigstens der katholischen Kirche hervor. Und wenn auch Konstantin selbst, der ja erst wenige Wochen vor seinem Tode die Taufe empfing, die offizielle Erhebung des Christentums zur maßgebenden und alleinberechtigten Staatsreligion noch nicht vollzog, so war doch prinzipiell dies Ziel schon zu seiner Zeit gesichert und wurde nach wenigen Jahrzehnten thatsächlich erreicht.

Welch ein gewaltiger Siegeslauf des Christentums! Am Anfang des vierten Jahrhunderts noch rechtlos und vom römischen Staate verfolgt und bekämpft bis zur Vernichtung — und nun am Ausgange desselben Jahrhunderts die am sichersten gegründete, gehaltvollste und kräftigste unter den Mächten der Erde! Eine Kirche, zahlreich an Gliedern in allen Ständen; über staunenswerte Mittel und Kräfte gebietend; in unzähligen Sprengeln und Gemeinden ausgebreitet über das ganze Reich und seine Nachbarländer; durch Geduld und Leiden bewährt und sieggekrönt; mit den untersten Schichten des Volkes vertraut und doch zugleich vom Glanze kaiserlicher Gunst bestrahlt und am Hofe und im Lager einflußreich; in der alternden Welt die einzige jugendlich aufblühende, zukunftsreiche Macht; verehrungswürdig durch das Blut ihrer Märtyrer, durch die heroische Enthaltsamkeit ihres jungen Mönchtums, durch die Himmel und Erde umspannenden Spekulationen ihrer Theologen; äußerlich erkennbar und zusammengehalten durch ihre Symbole, ihr Amt, ihre Tradition, ihre heiligen Schriften; mächtig vor allem durch ihre wohlgeordnete Gliederung und ihre einheitliche „hirtenamtliche Arbeitsorganisation," welche der Liebesthätigkeit und der Kirchenzucht nicht minder dient, wie der Reinheit des Bekenntnisses und der Lehre — das ist die Kirche des vierten Jahrhunderts. An ihrer Spitze steht, vom Kaiser mit Ehren und Privilegien überhäuft und ihm mit Herz und Sinn ergeben, eine Hierarchie von Bischöfen und Priestern, von dem stolzen, heiligen Bewußtsein getragen, daß sie die entscheidenden Träger der apostolischen Lehrüberlieferung, die allein berechtigten Vollzieher des Kultus, die wirksamen Verwalter der kirchlichen Gnaden und sakramentalen Heilskräfte, die berufenen Ordner, Herrscher und Richter der Gemeinden, die Bürgen der Einheit der Kirche wie ihrer Heiligkeit sind. Wenn es not thut, sammeln sie sich, um der Christenheit Glaubensgesetze zu geben, zu einem allgemeinen Konzil, das zwar vom Kaiser berufen, bewacht und oft beeinflußt, aber nach dem Glauben der Kirche vom heiligen Geiste erleuchtet wird. Ja, es sind „christliche Zeiten" geworden: es giebt einen christlichen Staat, einen christlichen Kaiser, eine christliche Literatur, eine christliche Philosophie, eine christliche Kunst, eine christliche Geschichtsschreibung, ein christliches Kirchenrecht; selbst die staatliche Gesetzgebung nimmt christliche Glaubenssätze in sich auf, und das bürgerliche Leben richtet sich in Sitten, Gewohnheiten und Ordnungen nach christlichem Maßstabe. Der Sonntag ist gesetzlich zum bürgerlichen Ruhetag erhoben. Der Hof und das Militär kümmern sich um christliche Theologie. Die innere und äußere Politik wird von kirchlichen und theologischen Fragen oft entscheidend beeinflußt. Der Staat leiht der Kirche seinen Arm wider Heiden und Ketzer. Das Heidentum wird staatlich verfolgt, die heidnischen Opfer gewaltsam unterdrückt. Die heidnischen Philosophenschulen sterben aus, die antike Kulturwelt siecht dahin. An ihre Stelle tritt der neue, mönchische Geist des kirchlichen Mittelalters und schmückt mit der Beute aus geplünderten heidnischen Tempeln die aufsteigenden Basiliken, mit den Ueberresten antiker Erkenntnis die kirchliche Wissenschaft. Und seit das Kaisertum seinen Sitz in Konstantinopel

aufgeschlagen hat, streckt auch frei und zielbewußt das römische Bistum seine Hand aus, das Erbe des römischen Weltreiches in einen Gottesstaat umzuwandeln.

Wenn man den Christen der apostolischen Zeit diesen Ausblick auf die glänzende, siegreiche Reichskirche des vierten und fünften Jahrhunderts hätte einmal aufthun können, würden sie über diese Zukunft froh gewesen sein? — Man ist geneigt, es zu bejahen. Und doch darf mit Sicherheit behauptet werden, daß dieses Zukunftsbild den ältesten Christen eine sehr schmerzliche Enttäuschung bereitet hätte. Nicht etwa wegen der staatlichen Anerkennung des Christentums, und nicht bloß wegen der in die Kirche eingezogenen Verweltlichung und Sünde; sondern in erster Linie deshalb, weil die apostolischen Christen die Wiederkunft des Herrn und die offenbare Aufrichtung seines herrlichen Himmelreiches in der allernächsten Zeit erwarteten. Von dieser gespannten Erwartung, von dieser glühenden Sehnsucht sind alle neutestamentlichen Schriften getragen; ja, nur von hier aus sind sie geschichtlich recht zu verstehen. Aus den Reden und Briefen des Paulus, aus den Ermahnungen und Weissagungen der Evangelien, aus den sieghaften Erzählungen der Apostelgeschichte, aus den Jubelliedern, Drohungen und Gebeten der Offenbarung Johannis klingt's uns in vielstimmigem Chor entgegen: „Unser Wandel, unser Vaterland ist im Himmel“ — „Der Herr ist nahe“ — „Komm, Herr Jesu!“ Nicht zu sterben und aufzuerstehen, sondern lebend den Tag des wiederkehrenden Herrn zu begrüßen und mit Herrlichkeit überkleidet in sein Reich einzugehen, ist die kühne Hoffnung der Frommen. Kümmern sich solche Herzen, die den Weltuntergang und die Welterneuerung, das Gericht und die wunderbare Aufrichtung des Herrlichkeitsreiches unmittelbar nahe glauben, noch viel um Staat, Verfassung, Literatur, Geschichte, Organisation? Wohl fügen sie sich den bestehenden Ordnungen, soweit sie es ohne Sünde können, und sie benutzen die bestehenden Verhältnisse, um ihr Evangelium auszubreiten. Aber im Hinblick auf das kurze Provisorium bis zur Wiederkunft des Herrn haben diese ältesten Christen kein Interesse daran, etwa die Rechtsordnung und Gesetzgebung des Staates zu beeinflussen und umzugestalten, eine Geschichtswissenschaft zu pflegen, an Literatur und Kultur sich aktiv zu beteiligen, die äußern Formen des bürgerlichen Lebens umzuwandeln, oder gar das „Verhältnis ihrer Gemeinden zum Staat“ irgendwie prinzipiell zu regeln und der „Kirche“ eine einheitliche äußere Organisation und Verfassung zu geben. Sie treten nicht für die Aufhebung der Sklaverei und die Revision der Staatsgesetze ein. Sie gehorchen der Obrigkeit, besorgen ihre irdischen Geschäfte, fügen sich in die Zeit, thun ihre Arbeit, sammeln sich in geordneten Einzelgemeinden. Aber ihre Gedanken und Wünsche gehören einer andern Welt an, und ihr einziges Streben ist es, sich und möglichst viele andre hinüberzuretten in das zukünftige Reich Christi, sich rein und unbefleckt zu bewahren bis zum großen Tage der Erscheinung. Für ihr Evangelium und ihren Glauben, für ihre Predigt und ihre Wirksamkeit war den ältesten Christen die Verfassung selbst der einzelnen Gemeinden verhältnismäßig gleichgiltig. An eine Verfassung und Organisation mehrerer oder aller Einzelgemeinden zu der äußern Einheit einer „Kirche“ haben sie überhaupt nicht gedacht, und noch weniger haben sie — abgesehen von dem Gehorsam, den der Einzelne der Obrigkeit schuldig sei — das „Verhältnis von Staat und Kirche“ irgendwie prinzipiell regeln wollen. Das ist alles, was sich aus dem Neuen Testament im allgemeinen feststellen läßt.

Alles das erklärt sich aus der Wirksamkeit Jesu Christi vollkommen. Christus hat das Gottesreich gebracht und aufgerichtet. Sein Evangelium in That und Lehre war die Botschaft von dem zukünftigen, offenbaren und dem gegenwärtigen, unsichtbaren Gottesreich — er selbst der gottgesalbte König, aber sein Königtum nicht von dieser Welt. Der „Staat“ trat ihm in doppelter Gestalt gegenüber: einerseits als das heidnische, römische Weltreich, dem selbst das Gottesvolk Israel dienstbar geworden war, anderseits als die jüdische Theokratie mit ihren Erinnerungen und Hoffnungen, ihrem Gesetz und ihrer Verheißung, ein nationaler „Kirchenstaat“ oder ein nationales „Staatskirchentum“ insofern, als alle staatlichen, bürgerlichen, rechtlichen, familiären, sittlichen Verhältnisse nach denselben entscheidenden kultischen und religiösen Maßstäben geordnet waren. Das „Gesetz“ ist die „Staatsverfassung“ Israels. Jesus Christus hat das Verhältnis seines Reiches weder zu dem israelitischen noch zu dem römischen Staatswesen deutlich und prinzipiell geregelt: sein Reich ist eine ganz andersartige Größe und darüber erhaben, mit einem vergänglichen Gebilde der Geschichte einen besondern gegenseitigen Bund zu knüpfen. Wohl hat er in Werke und Lehre angeknüpft an die alttestamentlichen Verheißungen, die Hoffnungen Israels und die Zustände des Judentums, ja, er hat sich sogar den König der Juden nennen lassen; aber er hat ihre nationalen, äußerlichen Zukunftsträume nicht erfüllt, eine Revolution nicht entzündet und sich vielmehr dem drängenden Volke, das ihn zum König machen wollte, entzogen. Und wiederum hat er, was er brachte und wollte, oft unter dem Gleichnis eines Staates oder Reiches dargelegt; aber er hat nie nach der äußern rechtlichen Herrschaft über Israel getrachtet. Er hat die Verfassung anerkannt und ist dem Gesetz gehorsam gewesen, aber so, daß er mit freiem Geiste und göttlichem Sinn in die Tiefen der göttlichen Ordnungen eindrang und den äußeren Buchstaben deshalb oft scheinbar verletzte. Zu den versuchenden Pharisäern hat er das „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ gesprochen; aber er hat mit größerem Nachdruck hinzugefügt: „Und Gott, was Gottes ist!“ Er hat staatlichen Beamten und jüdischen Obersten und Schriftgelehrten sein Wort und Wirken ebensowenig vorenthalten wie den Zöllnern und Elenden; aber er hat auch Herodes einen Fuchs genannt, den Obern seines Volkes die göttliche Wahrheit offen ins Angesicht geschleudert und vor Gericht dem Hohenpriester frei und fest gegenüber gestanden. Er hat es von sich gewiesen, in irdischen, rechtlichen Dingen Richter und Erbschichter zu sein. Er hat es seinen Jünger gewehrt, mit dem Schwert für ihn einzutreten. Für sich als den Sohn Gottes und für die Seinen als die Kinder Gottes hat er die Verpflichtung zur Tempelsteuer prinzipiell geleugnet; aber thatsächlich hat er, um Anstoß und Mißverständnis zu verhüten, diese Abgabe entrichtet. Er hat der Versuchung, ein Weltreich zu gründen, siegreich widerstanden. Er hat seine Jünger vielmehr beten gelehrt: „Dein Reich komme“ und sie zur Predigt des Gottesreiches ausgesandt und ausgerüstet. Er hat bezeugt, daß er nicht den Frieden bringe, sondern das Schwert, und hat den Seinen vorausgesagt: „Sie werden euch überantworten ihren Konsistorien und in ihren Versammlungen werden sie euch geißeln; man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen“; aber gerade deshalb hat er von seinen Aposteln den Freimut der Rede gefordert und den Geist des Vaters ihnen verheißen. Endlich aber hat er ausdrücklich die Ordnung seines Reiches der Ordnung weltlicher Reiche entgegengestellt: „Die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherrn haben Gewalt: so soll es nicht sein unter euch; sondern, so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn ist gekommen nicht, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele.“

Solchen Grundsätzen sind die Apostel und die ältesten Christen treuer gewesen als die späteren Geschlechter. Sie haben weder nach Herrschaft in ihrem eignen Kreise noch nach äußerer Anerkennung im bürgerlichen und öffentlichen Leben getrachtet. Die geistliche jüdische wie die weltliche heidnische Obrigkeit haben sie als göttliche Ordnung anerkannt und geehrt. Sie haben die römischen Kaiser als Hüter des Rechts und des Weltfriedens angeschaut und für alle Obrigkeit zu Gott gebetet. Auch in Verfolgungszeiten haben sie sich gegenseitig zu solchem Gebet und Gehorsam verbunden. Im einzelnen war ihre Stellung zu den Trägern der obrigkeitlichen Gewalt eine sehr verschiedene, je nachdem diese mehr Einsicht, Gerechtigkeit und Verständnis oder mehr Parteilichkeit und Unbeständigkeit verrieten. Da war bald Vertrauen, bald Geduld, immer aber Mut und Weisheit geboten. Seine persönlichen bürgerlichen Rechte hat Paulus weder durch bürgerliche noch durch militärische Behörden ohne weiteres antasten lassen, und doch war er wiederum bereit, um des Evangeliums willen alles zu leiden und nicht zu klagen

über staatliche Beschränkung. Das Verhalten der ältesten Christen gegenüber dem Staat war klar und einfach wie ihres Lebens höchster Inhalt. Das Streben, andern in dienender, suchender Liebe und weltüberwindendem Glauben mitzuteilen, was ihnen selbst frohe Botschaft, Heil und Hoffnung war, erfüllte ihr ganzes Herz; darum haben sie sich der Obrigkeit gefügt, so lange ihr Gewissen rein und die Ausbreitung des Evangeliums ungehindert blieb. Wo die Behörden Sündliches verlangten oder das Wort von Christo verboten, haben sie es trotz aller Verbote nur umso lauter gepredigt und dazu von Gott den vollen Freimut der Rede sich erfleht. Mußten sie darum leiden, so geschah es willig, dankbar und froh. Sie wußten, daß auch Könige und Reiche in Gottes Hand sind, daß das Werk des Allmächtigen durch nichts aufgehalten werden kann, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Und alles das nicht bloß dem heidnischen Staat und seinen Behörden gegenüber. Das Wort „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" ist zuerst einer geistlichen Behörde, dem hohen Rat in Jerusalem, von den Aposteln entgegengehalten, und derselben geistlichen Behörde hat Stephanus, voll feurigen Glaubens, das Wort zugerufen: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter also auch ihr!"

Nach altchristlichem Glauben sind somit Staat und Obrigkeit zwar göttliche Ordnungen. Aber zu dem „Reiche Gottes," welches der eigentliche Inhalt des Evangeliums ist, haben sie an sich gar keine direkten und gleichmäßigen Beziehungen: weder in der Gegenwart, wo es unsichtbar in Sündenvergebung und christlicher Liebe, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist schon hienieden seine Stätte hat, noch in der Zukunft, wenn es wunderbar und herrlich von Christo aufgerichtet wird am Ende der Tage. Aber noch in einem andern Punkte sind die landläufigen Anschauungen irrig: für die ältesten Christen ist das Reich Gottes, das sie ersehnen und in dem sie geistig schon jetzt leben, keineswegs identisch mit der „Kirche." Das Reich Gottes in seiner künftigen Vollendung ist der Zustand aller Dinge, in welchem Gottes Wille allein geschieht und Gottes Heil vollkommen den geheiligten, beseligten Gläubigen zuteil wird. Die „Kirche" dagegen ist die Gemeinschaft aller derer, welche, durch den Glauben an Jesum als ihren lebendigen, erhöhten Herrn verbunden, zu Gott als dem Vater Jesu Christi beten und des Reiches Gottes in Glaube und Hoffnung gewiß sind. In diesem zusammenfassenden, großartigen Sinne kommt der Ausdruck „Kirche" (ἐκκλησία) mehrfach im Neuen Testament vor. Sonst wird das Wort „Kirche" in allen neutestamentlichen Schriften nur noch für die einzelne Gemeinde gebraucht. Von einer Kirche als einer rechtlich verfaßten und einheitlich organisirten Korporation mehrerer Einzelgemeinden — so gebrauchen wir heutzutage das Wort meistens, z. B. römische Kirche, preußische Landeskirche, Freikirche u. s. w. — redet das ganze Neue Testament mit keinem Worte. Wir wiederholen: selbst der Gedanke an eine derartige äußerliche Organisation lag den ältesten Christen völlig fern.

Alles das ist, geschichtlich betrachtet, durchaus verständlich. Das Evangelium von dem Auferstandenen, der da bald wiederkehren werde zum Gericht und zur Aufrichtung seines Reiches, wurde von den Aposteln zuerst gar nicht in der Absicht gepredigt, eine besondre christliche Gemeinde zu gründen, sondern nur in der Hoffnung, möglichst viele Juden zur Anerkennung der Messianität Jesu zu bewegen: wer dem Gerichte entgehen und am Heile des Reiches teilnehmen wolle, müsse seinen Sinn ändern und durch die Taufe auf den Namen Jesu Vergebung der Sünden empfangen. Die ältesten Christen sind also nichts andres als von der Messianität Jesu überzeugte Juden, die sich zunächst auch vom Kultus und von der Nation des Judentums noch nicht loslösten. Erst allmählich, bei dem dauernden Widerstande der nicht jesusgläubigen Juden, lernte diese erste judenchristliche Gemeinde sich als selbständige Religionsgemeinschaft fühlen und unterschied sich bald mehr und mehr von dem nationalen Judentum in Palästina und in der Diaspora. So ist das Dasein einer besondern christlichen Gemeinde, von Christus selbst zwar vorbereitet und prinzipiell gesichert, doch erst durch die Verhältnisse deutlich zur Erscheinung gekommen. Diese Entwicklung trat erst völlig offen hervor, als nun die Predigt vom Reich auch an die Heiden erging, zuerst nur gelegentlich an die Proselyten, bald aber in dem systematischen, großartigen Missionswerk des Paulus getragen von der Gewißheit, daß die volle Teilnahme der Heiden am Heile des Messiasreiches Jesu nicht durch die Unterordnung unter die theokratische Verfassung Israels bedingt sei. Nunmehr tritt das Christentum deutlich als die geistige Universalreligion und als selbständige dritte Größe neben Heidentum und Judentum.

Die einzelnen christlichen Gemeinden oder „Kirchen" organisirten sich, teilweise unter Leitung ihrer Gründer oder Apostel, selbständig, in Anlehnung an die Formen der jüdischen Synagogen und der heidnischen Genossenschaften; sie waren, sozusagen, independentistisch. Ihre Gesamtheit, „die Kirche" oder die Christenheit, war nicht eine äußerlich erkennbare Einheit und hatte noch keine zusammenfassenden äußern Organe, Maßstäbe und Ordnungen. Ihre Einheit war lediglich eine ideale: Ein Leib und Ein Geist, berufen auf einerlei Hoffnung, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater aller. Das Bewußtsein, eine Pilgerschar hienieden und das wahre, geistliche Israel zu sein, die lebendige Hoffnung auf die nahe Aufrichtung des Herrlichkeitsreiches, die göttliche Verehrung des erhöhten Jesus Christus, die Liebesthätigkeit gegen Brüder, Fremde und Feinde, und eine geduldige, züchtige Zurückhaltung gegenüber den Aufgaben, Versuchungen und Mißverhältnissen der Welt und Kultur für diese Endzeit — das sind die hauptsächlichsten Merkmale und Kräfte der alten christlichen Gemeinden. Keine Theologie, keine Kunst und Wissenschaft, keine eigentliche literarische Thätigkeit, keine revolutionären Tendenzen, aber auch keine Absicht positiver, äußerer Einwirkung auf Staat, Recht, Kultur und soziale Ordnungen tritt in den Kreisen dieser Frommen hervor. Innerhalb der also begründeten und in sich geschlossenen Kreise eines neuen Lebens aber sind die geselligen, sittlichen und kultischreligiösen Momente aufs innigste verknüpft. Die Beamten der Einzelgemeinden dienen zunächst nur der Ordnung, Verwaltung, Rechtsprechung und Repräsentation. Oft mögen sie zwar auch des Evangeliums und der Lehre gewartet haben; aber das war weder ihr eigentliches Amt noch ihr besondres Vorrecht. Denn in den Gemeindeversammlungen durfte ein jeder, der die Gabe der Lehre oder Erkenntnis hatte und des Wortes mächtig war, predigend auftreten, ebenso wie ein jeder beten und weissagen und mit andern Geistesgaben der Gemeinde dienen durfte. Daneben gab es wandernde Apostel, Evangelisten und Lehrer, die, ohne bleibende Wohnstätte, bald den von ihnen besuchten Gemeinden predigten, bald durch ihr Wort neue Gemeinden ins Leben riefen. Einen Klerus, eine Hierarchie, einen besondern geistlichen Stand, der die Thätigkeit in einem bürgerlichen Beruf ausgeschlossen und besondre Privilegien gewährt hätte, gab es nicht. Das allgemeine Priestertum war Wirklichkeit. Alle Gaben, Aemter und Kräfte wurden im christlichen Zusammenleben anerkannt und verwertet. Ein priesterliches Amt oder eine bischöfliche Befugnis, die, über die Grenzen einer einzelnen Gemeinde hinausgehend, auf eine Mehrzahl von Kirchen sich erstreckt und die Spitze für eine hirtenamtliche Arbeitsorganisation gebildet hätte, war der apostolischen Zeit und dem ältesten Christentum schlechterdings unbekannt.

In der That, das ist ein Bild, welches weder mit der Reichskirche des vierten und fünften Jahrhunderts, noch mit unsern heutigen kirchlichen Verhältnissen Aehnlichkeit hat. Umso vorsichtiger wird man sein müssen, einzelne Worte, Gedanken und Begriffe des Neuen Testaments aus ihrem Zusammenhange zu reißen und sie in ganz andersartigem Sinne, als sie ursprünglich gemeint sind, für die Fragen der kirchlichen Gegenwart zu verwerten. —

Fassen wir den Ertrag unsrer Beobachtungen in einzelne kurze Sätze zusammen!

Das Reich Gottes, welches Christus gebracht und verkündigt hat, steht in gar keiner notwendigen, unmittelbaren und stets gleichmäßigen Beziehung zu den wechselnden irdischen Reichen und Staaten und ist an sich gegenüber der Verfassung, der Ordnung und dem Rechte der Staaten gleichgiltig. Ueber das Verhältnis des Reiches Gottes zu „dem Staat" läßt sich des-

halb eine endgiltige und allgemeine Theorie schlechthin nicht aufstellen.

Der Christ ist der Obrigkeit Gehorsam schuldig und darf sich am Staatsleben beteiligen, soweit er dadurch nicht zur Sünde und zur Verleugnung des Evangeliums genötigt wird.

Die Kirche ist nicht das Reich Gottes.

Die apostolische Zeit kennt wohl den Gedanken der Einen allgemeinen Christenheit und den Bestand einer Zahl von vielen einzelnen christlichen Gemeinden. Aber einen rechtlich organisirten Verband vieler Einzelgemeinden, eine „Kirche“ im modernen Sinne, kennt sie nicht.

Soll die apostolische Zeit in Beziehung auf die Verfassung äußerlich maßgebend sein, so ist die völlige Trennung von Kirche und Staat, die Beseitigung der Geistlichkeit als eines besondern Standes, die Umwandlung der Gemeindeämter und ihre Besetzung mit erprobten Laien, die Auflösung aller Landes- und Freikirchen in lauter souveräne Einzelgemeinden notwendig. Für eine „hirtenamtliche Arbeitsorganisation“ im Sinne des Hammersteinschen Antrages läßt sich aus dem Neuen Testament keine Thatsache beibringen.

Die älteste Christenheit ist aber allen Verfassungsfragen gegenüber überaus sorglos und weitherzig gewesen, hat selbst mannichfache Entwicklungen durchgemacht und die verschiedensten Formen zugelassen. Sie ist beherrscht allein von dem Gedanken, daß das Evangelium von aller kirchlichen Verfassung unabhängig ist und keiner bestimmten, äußern Organisation bedarf, um seine Kraft zu beweisen.

Das Verhältnis von „Staat und Kirche“ ist selbstverständlich ein wechselndes, je nachdem die beiden Größen näher bestimmt werden. Denn auch der „Staat“ ist keine feststehende Größe. Die Frage nach der „kirchlichen“ Verfassung und damit nach den Beziehungen der „Kirche“ zum Staat ist lediglich eine Frage der Zweckmäßigkeit, von welcher das Evangelium garnicht oder doch nur dann berührt wird, wenn, wie z. B. im römischen Papstreich, die Verfassung selbst als ein Teil des Evangeliums und als ein wesentliches Stück des lebendigen, wahren Christentums hingestellt wird. □

Dunkle Existenzen

Roman in 4 Bänden von Konrad Telmann. Leipzig, 1886. 14 Mk.

„Der neuerlich immer heftiger entbrennende Kampf zwischen der Orthodoxie und dem religiösen Freisinn, der auf der andern Seite wieder gegen die atheistische Philosophie einen so schweren Stand hat, weil diese letztere alle durch die Unduldsamkeit der ersteren zum Abfall von jedem Konfessionalismus veranlaßten, naturgemäß dem Extremen zuneigenden Gemüter gefangen nimmt, drängt und zwingt heute gleichsam zu dichterischer Ausgestaltung.“ So deutet der Autor selbst im Vorwort an, was sein „bescheidener Versuch“ will.

Es kann darnach nicht überraschen, wenn der Held des Romans, der junge preußische Pastor Bergen, ein Vertreter des „religiösen Freisinns“ ist. Sein Schicksal und seine Entwicklung — wie er vom Konsistorium als Irrlehrer abgesetzt wird, wie er dann in Berlin, selber eine dunkle, d. i. von der Gesellschaft verstoßene Existenz, die Bekanntschaft andrer gestrandeter Geister macht, welche in thatenlosem Pessimismus ihre Zuflucht gesucht und Wonne gefunden haben, wie er diesen gegenüber anfänglich seine Stellung behauptet, aber, betäubt durch das Ende eines pessimistischen Freundes und erschüttert durch Liebesleid, vom Weltekel gepackt wird und an den Rand der Verzweiflung gerät, wie er sich selbst wiederfindet, und seine alte Weltanschauung, nur vertieft durch den Einfluß des Pessimismus, den Sieg behält, bis er zuletzt, von einem lange befreundeten thüringischen Fürsten gerufen, wieder als Pfarrer für seine Ueberzeugung eintreten kann —, dies alles bildet das eine Hauptthema des Romans.

Denn es giebt noch ein zweites, wennschon mit jenem vielfach verschlungenes. Telmann zeichnet in einer gräflichen Familie das Gegenbild einer andern Art von dunklen Existenzen. Es ist eine innerlich völlig morsche und ausgehöhlte Gesellschaft. Die Charaktere raffinirt oder jämmerlich, zum Höchsten von jener Extravaganz, die das Außergewöhnliche als solches anbetet. Das Leben Verschwendung, Liebeständelei, Intrigue und Langeweile. Der Graf insbesondre von einer „Noblesse,“ die immer fadenscheiniger wird und endlich beim Verbrechen anlangt. Hinter allen der lauernde Schleicher Ringelhardt, nach Bedürfnis fromm und gemein, dessen Nachhilfe es kaum bedürfte, um uns bald zu überzeugen, daß diese Existenzen im Dunklen endigen sollen.

Innerhalb dieses Rahmens zahlreiche Personen. Eine Fülle von Nebenmotiven, von Szenen, Unthaten, Katastrophen. Betrogene und unerwiderte, geheuchelte und vermeintliche, glühende und harrende, reine und unreine Liebe treibt ihr Wesen. Wir sehen die gedrückten Arbeiter im Aufstand gegen den Grafen. Wir sehen Bergens Freund Hagenow darauf warten, daß die Welt an seinen Dichterberuf glaube, und seine Schwester Beate sich mit Schopenhauer trösten. Eingehend wird uns die seltsame, im Grunde mehr groteske als unheimliche Gesellschaft von Pessimisten geschildert, welche sich „die Dunklen“ oder „die Freunde des Todes“ nennen und allabendlich unter einem halb kultischen, halb studentischen Zeremoniell dem „Allvater Tod“ und dem Becher huldigen. Zwei von ihnen treten Bergen nahe, und wir sind Zeugen ihrer Diskussionen.

Jene Verschmelzung zweier Geschichten ist nicht glücklich; denn sie sind zu ungleichartig. Bergens Geschichte wird doch immer als Einkleidung einer Idee erscheinen — eine geistige Richtung triumphirt über eine andre. Die zweite Geschichte hingegen ist eine einfache Schilderung. So macht jede der andern Konkurrenz, und das Interesse zersplittert sich. Denn daß sich alles irgendwie unter dem Titel „Dunkle Existenzen“ zusammenfindet, ist ein allzu lockeres Einheitsband. Noch in andrer, obgleich verwandter Richtung hat der Roman etwas Zwitterhaftes. Verfolgt er eine Tendenz? Oder stellt er nur moderne Menschen mit modernen Gedanken dar? Man wünschte eine Antwort; aber das Urteil schwankt bald hier-, bald dorthin.

Freisinn und Orthodoxie stehen im Verhältnis eines eifrigen, übermächtigen Angreifers und eines Angegriffenen, der keine Waffen hat und sich noch obendrein aufs Ungeschickteste den feindlichen Streichen darbietet. Der Sieg ist nicht zweifelhaft, völlig und billig. Die beiden Schurken Ringelhardt, Vater und Sohn, sind die einzigen Personen, welche die Orthodoxie vertreten, deren Denkart ihnen freilich gleichgiltig ist. Zum Glücke nennt es der Dichter selbst einen wahnsinnigen Verdacht, als habe er alle Vertreter der modernen Orthodoxie zu Schurken und Heuchlern stempeln wollen, wenn er jenem Paare nicht auch edle und hochherzige Gestalten der gleichen Richtung entgegengestellt habe. Es wären sonst am Ende doch nicht alle Leser diesem Wahnsinn entgangen. Denn in einem Werke, welches feindliche Richtungen der Gegenwart schildert und in welchem der Verfasser selbst bisweilen Partei nimmt, hat man Neigung, die Figuren als Typen zu nehmen; sollen sie es nicht sein, so hat ein Dichter Mittel genug, das zu sagen. Wie dem jedoch sei: es wäre weise gewesen, hätte Telmann neben allem Ungünstigen und Niedrigen, was z. B. vom orthodoxen Kirchenregimente berichtet wird, und neben den Reden seiner Lieblinge wider den starren Formelglauben, den Feind der Forschung, der die Kirche verödet durch Verscheuchung der Gebildeten, wider den pfäffischen Hochmut, den herrschsüchtigen Zelotismus und das heuchlerische Dunkeltum — hätte er neben alledem noch etwas andres über die Orthodoxie irgendwie zum Ausdruck gebracht. Eine Kritik kirchlicher Zustände verdient Aufmerksamkeit, wenn ihre Schärfe wahrhaftig ist. Jene tönenden Worte, nicht sehr eindrucksvoll am Anfang, langweilend und verdrießlich in ihrer stetigen Wiederkehr, verfallen dem Fluche aller übertreibenden Darstellung, daß auch des etwa vorhandenen Wahren nicht geachtet wird; ein begeisterungsfähiger Gymnasiast freilich mag sich an den neuen Offenbarungen gierig berauschen und ein toleranter Spießbürger mit Entzücken in die nie veraltenden versenken. Noch mehr. Einen freisinnigen Mann, der nicht begreift, daß die Orthodoxie in ihren Ueberzeugungen ernstlich ein kostbares Gut verehren kann, halten wir zuweilen für ungerecht, immer für beschränkt; zwiefach wenn er für die Bedürfnisse des Gemütes, welche jene

zu befriedigen sucht, nur die Antwort weiß, daß es keine Antwort giebt. Bergen, Hagenow, Prinz Waldemar — sie sind auch übrigens von bedenklicher Aehnlichkeit — sollen nicht beschränkt sein, aber sie sind es.

Der Pessimismus kommt reichlich, oft fast schulmäßig zum Worte. Sein Hauptsprecher Dr. Vollhard, eine Mischung von weicher Traurigkeit über verlorenes Glück und Ideal und zersetzendem Cynismus gegen Gesellschaft und christlichen Gott, ist begeistert für das „namenlos süße Nichts," sucht Vergessen im Absynth und verehrt die Alten, wie er durch ausreichende Zitate, gelegentlich auch durch Inszenirung eines antiken Gelages mit Epheubekränzung und allem Zubehör beweist. Es ist Telmann nicht am schlechtesten gelungen, seinen frivolen Aperçus etwas Zugespitztes zu geben. Doch wollte er wohl nicht den Schwätzer zeichnen, der er ist.

Bergen überwindet den Pessimismus. In dem Augenblicke nämlich, wo er zum Gifte greift, wird er zufällig zu Hagenow gerufen, der sich töten wolle, weil ein Tag ihm beide Schwestern geraubt. Er eilt hin und kommt so in der Nähe des Freundes über den Selbstmord hinweg; glückliche Liebe unterstützt die Genesung. — Eine recht unbefriedigende Lösung, auch wenn der Dichter nicht der Idee selbst, sondern nur ihrem Träger zum Siege verhelfen wollte. Denn was geschehen wäre, wäre Bergen nicht „zufällig" gerufen, dürfen wir nicht denken; und daß der Pfarrer neuen Schicksalen gegenüber nun den unverlierbaren Halt errungen habe, wird uns nicht gewiß.

Aber noch ist des Evangeliums nicht gedacht, das Bergen selbst vertritt. Er hat ein Evangelium: das Evangelium der Liebe und Thatkraft; und er glaubt: das Dogma von der Selbstvervollkommnung der Menschheit; und er hofft: nicht zwar auf ein „leeres Jenseits mit Strafe und Lohn" — das wäre nur ein Hohn auf die Uneigennützigkeit des Strebens —, aber auf eine dereinstige allgemeine Verbrüderung hienieden oder doch auf allmählichen Fortschritt. Leichter als frühere Sucher findet er so die Lösung in dem Konflikte zwischen Glauben und Wissen, um die er bemüht ist; fast so leicht, scheint es, wie diejenige eines Knotens, der nicht vorhanden ist.

Diesem Evangelium gegenüber wundert man sich, wie doch Bergen dazu kommt, auf seine Zugehörigkeit zur Kirche bald zu pochen, bald Wert zu legen. Denn von dem christlichen Evangelium ist hier nichts weiter geblieben als einige Züge des sittlichen Ideals.

Aber wir machen diese Weltanschauung nicht zum Maßstabe für den ästhetischen Wert des Romans. Keine Weltanschauung ist so schlecht, daß sie nur schwach, und keine so gut, daß sie nur imponirend vertreten werden könnte. Ein Held, der allen Glauben verloren hätte, nur nicht den an ein Ideal des Guten, könnte wohl auch bei Andersglaubenden tiefes Interesse finden, und sollte es, wenn er es könnte. Unser Held bietet, um es zu können, zuviel begeisterte und allgemeine Deklamation über die Liebe, zu wenig Wucht und Gewalt oder — Einfachheit; zu wenig echte Empfindung des „Weltleids," zu viel Genugthuung, daß sein vorurteilsloses Denken es als unentrinnbar erkannt hat.

Und dieses Denken? Freilich wir sehen ihn von allen Seiten deswegen bewundert. Allein Versicherungen thun es hier nicht, und nicht auf Geheiß bewundern wir. Denn der Dichter soll bilden, nicht reden. Warum hat uns Telmann auch die besten Ideen seines Helden vorenthalten? Oder waren sie uns längst verraten, als wir noch auf große Geheimnisse warteten? Jedenfalls hat man etwas Mißtrauen gegen einen Denker, der Gedanken für neu hält, welche im Jahre 1870 kein Zeichen von Geistesgröße sind, oder der den Pessimismus in einem „epochemachenden" Buche bekämpfen kann in der harmlosen Meinung, daß jeder seiner Jünger gezwungen sei, resignirt die Hände in den Schoß zu legen. Zugleich hat sein wackerer Respekt vor der „Denkthätigkeit," welcher er Größeres zutraut, als sie leisten kann, unverkennbar einen Beigeschmack von Philisterhaftigkeit. Denn davor schützt auch Freisinn nicht, obgleich es einige glauben.

Auch die sonstige Charakteristik der Personen weckt manche Bedenken, von denen ich nur einige äußere. Sie ist schon viel zu absichtlich, um recht zu überzeugen. Man sieht etwa Bergen als Pfarrer wirken und man kann es nicht vergessen, daß alles nur darauf abzielt, uns einen möglichst hohen Begriff von den Früchten des „dogmenfreien" Glaubens beizubringen. Man sieht die Schlechtigkeiten der beiden Ringelhardt, und man denkt, daß sie sich noch schlechter und erbärmlicher machen als sie sind, d. h. als wahrscheinlich ist. Reichlich ergehen sich die Personen in Reflexionen, ohne uns doch dadurch tiefere Blicke in den Grund ihrer Seele zu gewähren. Sie reden über Literatur, Theater oder die Immoralität des Alten Testaments, und wir fürchten, daß der Autor redet. In höchster Hast oder Erregung finden sie noch Zeit, Gemeinplätze zu äußern. Fast alle haben etwas Extremes im Schicksal oder im Wesen; einige sind so wenig „gewöhnlich," daß sie vielmehr studirt ungewöhnlich sind, und es fehlt die feine psychologische Motivirung, welche die Unwahrscheinlichkeit mildern, die Rätsel uns näher bringen könnte.

Kurz, wie wir zu lesen anfingen, so hören wir auf: wir bleiben Beobachter einer fremden, einer ausgedachten Welt, nicht überwältigt durch tiefes Pathos zu williger Mitempfindung, zu Zorn und Haß, zu Furcht und Freude, nicht wahrhaft gefesselt durch scharfe Zeichnung wahrhaftiger Menschen, wenn auch interessirt, soweit wir in dem Buche ein Zeichen der Gegenwart und ihres Sinnes in religiösen Fragen erblickten. So konnte es uns nicht wohl werden in der Gesellschaft der dunkeln Existenzen. Gälte es freilich relative Maßstäbe, so wäre trotz allem unleugbar, daß Telmanns Roman durch sorgsamere Ausführung, durch manche saubere Schilderung und gute Einzelzüge, vor allem durch ernstere und reichere Gedanken den Durchschnitt unsrer Zeitungsromane überragt. Auch die Sprache ist nicht ohne Schönheiten. Nur geht sie zu sehr auf Stelzen, um natürlich zu sein, ist zu verziert, zu gefüllt, zu breit, und kräftig zu sein. Zu breit ist der ganze Roman: er hat vier Bände; der Grieche aber sagte, die Hälfte sei mehr als das Ganze. W W

Edle Frauenthätigkeit in Siebenbürgen

Schon der alte Honterus, der Reformator Siebenbürgens, hatte verlangt, die Bedürftigen sollten von der Gemeinde versorgt werden: „es ist unserm Bekenntnis nicht ebenmäßig, daß nach alter Gewohnheit unbarmherziglich verachtet werden Kranke, arme und alte Leute; . . . es soll aus dem Almosen, so an Feiertagen in den Kirchen zusammengebracht wird, auch anderswoher geschenkt oder in Testamenten gelassen ist, alle Wochen den armen Leuten ausgeteilt" werden, damit ihrer Not geholfen werde.

Da man bei aller Wohlthätigkeit im Lande doch nicht alle Einzelnen genugsam zu persönlicher Wirksamkeit herbeigezogen glaubte, auch nach Regelung jener Thätigkeit verlangte, so bildete sich vor nun fast drei Jahren der Allgemeine Frauenverein der evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in Siebenbürgen: die konstituirende Generalversammlung fand statt am 22. Mai 1884.

Neben der Armen- und Krankenpflege, besonders auch der Heranbildung tüchtiger Pflegerinnen, wurde vornehmlich an die Ausschmückung der Kirchen gedacht. „Das ist's," sagte der erste Jahresbericht, „was an unsern alten Kirchen uns mit so ergreift, daß wir sichtbar vor uns sehen, wie sehr das Haus und die Familie mit der Kirche verwachsen war: dieses Tuch spendete ein beglücktes Ehepaar, jenes Taufbecken trauernde Kinder; freudige und leidvolle Ereignisse fanden auch dort ihren Ausdruck. Es entspricht dem alten Zuge des Herzens unsers Volkes, wenn ein Teil unserer Vereine die Ausschmückung des Gotteshauses zuerst ins Auge faßt." Auch auf die Verbesserung und Verschönerung der Friedhöfe nahm man Bedacht. Sagten doch schon die Visitationsartikel von 1577: „Die Begräbnis und Kirchenhöf sollen sauber und rein gehalten werden als unsre Ruhe- und Schlafhäuser und Kammern zu einer gewissen Hoffnung der fröhlichen Auferstehung unsrer Leib am jüngsten Tag."

Der zweite Jahresbericht des Allgemeinen Frauenvereins liegt jetzt vor, umfassend das Jahr 1885. Statt der fünfundvierzig Vereine, welche sich 1884 zusammenschlossen, zählt der-

selbe deren zweiundsiebzig auf; die Zahl der Mitglieder ist von 5000 auf 7000, die aufgebrachte Summe von 4448 Gulden auf 7340 Gulden gewachsen.

„Wer wollte leugnen,“ sagt dieser Bericht, „daß zu dem schönsten Schmuck unsrer Dörfer die Kirchen gehören? Sie auch äußerlich würdig herzustellen, achtet in diesen Tagen eine Anzahl Frauenvereine für ihre erste Pflicht; wir freuen uns solchen Sinnes, denn aus der Pflege jener Stätte, mit der das ganze Leben des Menschen innig verknüpft sein soll, zeigt sich die Ehrfurcht, die er für sie hegt, und wenn heute im Leben so selten Frieden gefunden wird, des Friedens schönes Zeichen, der Schmuck, soll wenigstens die Kirche zieren, von der der verschwebende Klang der Glocke die Bedeutung der alten Inschrift oft so tief empfinden läßt: O König der Ehren, komm’ mit Frieden!“ Da ist für Taufstein und Taufbecken, für Altar und Altarteppich, für Kirchengestühl, Altarbilder und Orgelbau gesorgt worden. Auch der Friedhöfe hat man sich vielfach wieder angenommen, denn „auch in Bezug auf die Stätte des Todes kann es zum Vorwurf werden, das Wort des alten Schriftstellers, das er seiner Zeit entgegenhielt: sie sei „unbekümmert um die Ihren.“ Anderwärts wieder hat man der armen Kinder, Waisen, Konfirmanden, Witwen sich angenommen; in Bistritz erhält man ein „Kinderheim.“ Noch besteht auch die alte sächsische Sitte — und die Frauenvereine wollen sie festigen —, daß jede bessere Familie für die Unterstützung der ärmeren Verwandten durch die verdienstlosen Wintermonate aufkommen muß. Natürlich hat es auch an Weihnachtsgeschenken, Christbescheerungen und Christbäumen nicht gefehlt; „Christmetten“ hat man durch den Baum verschönt. „Gewiß, unsre sächsischen Bauernkinder werden reicher durch den Anblick des strahlenden Weihnachtsbaumes, ihr Leben wird um eine Erinnerung schöner, und sie lernen früh empfinden, daß in der rauhen Welt doch Liebe und Mitleid nicht erstorben sind!“ An einem Orte hat man den Gemeindegliedern in Notfällen auf kurze Zeit kleine Darlehen für Arzt, Apotheke, Begräbniskosten u. s. w. gewährt. In Hermannstadt ist nach dem Muster der Reutlinger Frauenstiftsschule eine Arbeitsschule eingerichtet mit dem Zwecke, ihre Schülerinnen entweder als Arbeitslehrerinnen für Mädchenschulen oder zur gewandten, soliden und geschmackvollen weiblichen Handarbeit für den Haushalt und für den industriellen Erwerb auszubilden, dabei aber auch zu strenger Sittlichkeit zu erziehen und durch geistige Anregung in ihrer intellektuellen und ästhetischen Bildung zu fördern. Der Unterricht beruht auf einer organischen Verbindung des Zeichnens und Malens mit der Handarbeit und berücksichtigt hauptsächlich solche Fächer, bei welchen die Maschine nur eine Hilfskraft gewährt und Hand, Auge und Geschmack die Hauptsache zu thun haben. Auf dieser Grundlage fußen drei Abteilungen: 1. für Handarbeitslehrerinnen an höheren Mädchenschulen und dergl.: der Kursus dauert $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre, je nach Vorbildung und Fleiß; 2. für Kleidermachen: Kursus $\frac{1}{2}$ bis 1 Jahr; 3. für Sticken und Putzmachen: Kursus $\frac{1}{2}$ bis 1 Jahr.

Eine weitere Gruppe der Vereinsarbeiten bilden die Kindergärten und Bewahranstalten. Der Kronstädter Verein hat außerdem die Förderung der Gesundheitspflege durch Freibäder für arme Kinder versucht. (Uebrigens giebt es zu Kronstadt einen evangelischen Schulkinder-Bekleidungsverein und einen Verein für Ferienkolonien.) Der Michelsberger Verein, dem alle Frauen des Orts angehören, hat 25 Gulden Gehaltsbeitrag für den zweiten Lehrer gegeben und die Schulumlagen für Witwen in der Höhe von 77 Gulden 50 Kr. getragen. Die meisten Mitglieder leisten ihren Jahresbeitrag in selbstgemachten Strohhüten. Dieser Verein liefert nächst Hermannstadt, Bistritz und Schäßburg den höchsten Beitrag an den Hauptverein ab. Wichtiger aber als die zahlenmäßigen Erträge ist das, was durch die Vereine für die gute Sitte geschieht, wenn z. B. in Kronstadt durch den Verein statt des unnützen Luxus bei Todesfällen der Sinn auf die Mildthätigkeit gelenkt wird, oder wenn sie in mehr als einer Gemeinde darauf dringen, daß die alte schöne Sitte nicht verloren gehe, wonach bei der Hochzeit eines wohlhabenden Brautpaares ein ärmeres sich „mitkaufen“ läßt, d. h. zugleich mit jenem getraut wird, aber kein Hochzeitsmahl giebt, sondern als Gast an dem der Genossen teilnimmt. Da rechtfertigt sich das Wort des Jahresberichts: „Wer den Gang mit uns machen will, wird sehen, daß auch hier die Frucht der Halme nicht gleichwertig ist, daß aber manche Garbe segenschwer ihr Haupt neigt und hin und wieder selbst bunte Blumen hineingeflochten sind,“ und es darf weiterhin heißen: „Unser Volk erzählt sich viele Sagen von vergrabenen Schätzen, die in geheimnisvoller Stunde gehoben werden könnten. Uns will bedünken, als ob ein solch glücklich gehobener Schatz die Arbeit unsrer Frauenvereine wäre. Und wenn, ganz wie in der Sage, in verschiedener Gestalt dunkle Gewalten hie und da das Bergen des Schatzes hindern möchten: die ihn gehoben, wissen, was sie an ihm haben und werden ihn nicht lassen. Er hat die Kraft in sich, wenn man ihn nur recht hütet, von selber sich zu mehren.“

Die zweite Hauptversammlung fand in Kronstadt am 20. August 1886 statt; sie sah, reich an Erhabenem und Schönem, die Obervorstädter Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt. „Ueberall,“ schließt der Jahresbericht, „wo wir in Kronstadt hinsahen, gemahnten uns alte Zeichen an die Reformation. Während Luther seine innern Kämpfe kämpfte, erhielt die große Pfarrkirche (1510—1514) jenen bedeutsamen innern Ausbau, der die jetzige geräumigen Empore auf die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe und die Spitzbogenarkaden des Mittelschiffs legte, in deren Schmuck die neue Renaissance ihr reizendes vielgestaltiges Leben entfaltet. Aber vielgestaltiger noch war jenes Leben, das mit Johann Honterus, dem größten Sohne dieser Stadt, in unser Volk, in unsre ganze Kirche einzog. Hier in dieser Stadt ist sein predigendes Wort erklungen, das die Reformation so bedeutsam förderte. Es ist lange schon verhallt; die Bildsäulen der Heiligen, die von den Strebepfeilern so ernst herabsehen, sind von Brand und Alter geschwärzt; die sächsischen Wappen auf den Konsolen verwittern . . — aber geblieben ist uns jener Geist der Reformation, aus dem in unsrer Zeit auch unser Verein geboren wurde. Und so sei diesem denn, zu weiterer glückverheißender Fahrt, der Weg gesegnet mit einem Wort eben unsers Honterus, das er im Reformationsbüchlein im schönen Abschnitt über die „Ordnung, die Armen zu erhalten,“ aus 5. Mos. 15, 11 heranzieht: »Es werden allezeit Arme sein unter euch; darum gebiete ich dir und sage, daß du deine Hand aufthust deinem Bruder, der bedrängt und arm ist in deinem Lande.«“

H

Sofia

Die erste Bitte, die in den Spalten unsers Blattes laut geworden ist, hat für die evangelische Gemeinde in Sofia freundligst Hilfe geworben. Niemand von den verehrten Lesern und Leserinnen wird es der Redaktion verargen, wenn sie sich von daher eine gewisse Zärtlichkeit für Sofia bewahrt und, trotzdem daß es sonst noch unermeßlich viel zu bitten und zu geben gilt, nicht so schnell abläßt, an unsre Glaubensgenossen im unruhigen Bulgarenlande zu erinnern. Dazu giebt ein Brief des Herrn Architekten Kobitzsch in Sofia willkommene Veranlassung. Derselbe schreibt u. a.:

Die am 9./21. Februar zusammengetretene Generalversammlung der Gemeinde, in welcher 37 stimmberechtigte Glieder anwesend waren, wählte an Stelle des bisherigen, provisorisch wirksam gewesenen Vorstandes nachstehend bezeichnete Herren in die definitive Vertretung der Gemeinde: Heberle, Vertreter von Baron Hirsch (Vors.), Dörken, Kaufmann (Kass.), Kobitzsch, Architekt (Schriftf.), Custer, Architekt, Fackler, Kaufmann, Schwamberg, Architekt. Heberle, Dörken, Schwamberg und Kobitzsch sind Reichsdeutsche, Custer Schweizer, Fackler siebenbürger Sachse.

In der ersten Vorstandssitzung am 12./24. Februar wurde zuerst die Geldangelegenheit beraten. Zu unserer Freude dürfen wir konstatiren, daß innerhalb vierzehn Tagen ein Fonds von etwa 5500 Frcs. disponibel sein wird, sodaß wir voll Vertrauen in die Zukunft blicken, und bei einiger Unterstützung aus der Heimat hoffen dürfen, das nunmehr mit frischem Mute und Gottvertrauen begonnene Werk zu einem gedeihlichen, kräftigen Fortgange zu bringen. Außer den privatim durch den Vorsitzenden und Schriftführer eingeleiteten Schritten wurde beifolgende Annonce behufs Erlangung eines Seelsorgers zur Veröffentlichung an geeignete Blätter gesandt.

Schritte zur Erlangung der fürstlichen Kapelle sind bereits eingeleitet und dürften noch im Laufe der Woche mit einem günstigen Resultate enden.

Unsere Auslagen werden pro Jahr etwa 9000 Frcs. betragen, von denen wir 1200 Frcs. durch Eingang von Schulgeldern zu decken hoffen. Die uns für das erste Jahr noch fehlenden 2500 Frcs. hoffen wir teils hier, teils durch Beiträge aus dem Vaterlande gedeckt zu erhalten.

Ist demnach unsre Lage auch gerade nicht die glänzendste, so giebt dieselbe zur Mutlosigkeit doch keine Veranlassung, namentlich wenn sich die Glaubensgenossen im Vaterlande unser erinnern und dazu beitragen, die bereits in Nr. 9 Ihres Blattes begonnene Quittungsliste für Sophia kräftig anwachsen zu machen.

Das in mehreren Zeitungen bereits veröffentlichte Gesuch lautet:

Die Deutsche evangelische Gemeinde in Sophia (Bulgarien) sucht zum sofortigen Antritt einen ordinirten Kandidaten der Theologie, welcher neben seinem pastoralen Amte sich verpflichten würde, den zirka fünfzehn Kindern der Gemeinde Schulunterricht in den Elementarfächern (20—24 Stunden wöchentlich) zu erteilen. Die Anstellung findet vorläufig auf ein Jahr statt; die Reisespesen werden bezahlt.

Jahresgehalt: 4200 Frcs. bei freier Wohnung. Anträge unter Beifügung von Zeugnissen und Angabe über die bisherige Wirksamkeit an den Schriftführer Architekt Kobitzsch in Sophia erbeten.

Möchten wir bald berichten können, daß ein Kandidat oder Pfarrer den Mut gefunden hat, in Gottes Namen den gewiß nicht leichten, aber ohne Zweifel sehr lehrreichen Posten anzutreten. Es wäre betrübend, wenn unsre wackern Landsleute und Glaubensgenossen vergeblich einladen oder auch nur lange rufen und warten sollten.

Wer aber nicht in der Lage ist, sich selber auf einige Zeit der Gemeinde von Sofia zu opfern, bringt ihr vielleicht ein geringeres Opfer, dessen sie auch bedarf. Es wäre schlimm, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit, welche die neuesten Vorgänge in Bulgarien und gleichzeitig das soeben erschienene Buch des Hofpredigers Koch jetzt wiederum Bulgarien zugewendet haben, der jung aufstrebenden Gemeinde nicht zu gute kommen sollten.

R

Bücher und Schriften

(Die Glarner Familienbibel) Wie sehr die in Nr. 8 d. Bl. empfohlene Familienbibel einem Bedürfnis entgegenkommt, beweist die lebhafte Nachfrage. Binnen zehn Wochen wurden bereits an 5000 Exemplare verkauft, 3000 in der Schweiz, über 1000 nach Deutschland. Bei der Redaktion d. Bl. sind Klagen eingegangen, daß Buchhandlungen keine Bestellungen annehmen. Den Hauptverkauf hat Herr Pfarrer Gottfr. Heer in Betschwanden (Schweiz); dorthin sind also die ratlosen Buchhandlungen zu verweisen. Wie übrigens Herr Pfarrer Heer freundlichst mitteilt, haben für das Königreich Sachsen die Adlersche Buchhandlung in Dresden, für die Provinz Sachsen die Lippertsche Buchhandlung in Halle, für Baden der Evangelische Schriftenverein in Karlsruhe, für Bremen die Herren Rühle und Schlenker den Vertrieb übernommen. — Bei dieser Gelegenheit sei noch ein Druckfehler berichtigt: in Nr. 8, Seite 73, Zeile 18 muß es heißen: Zürcherbibel statt Lutherbibel.

(Kirchliche Chronik) Die alten Chronisten haben den Zeitungsschreibern weichen müssen — aber der Fluch des Vergänglichen haftet an der modernen Tagesliteratur, und so ruft man wieder den Chronisten zu Hilfe, daß er doch etwas von dem flüchtigen Stoff banne und festhalte. So haben auch wir Modernen in verjüngtem Gewande und mit neuem Geist erfüllt unsre Chroniken, Jahrbücher und rückschauenden Kalender.

Unter den kirchlichen Hilfsbüchern dieser Art steht obenan die Allgemeine kirchliche Chronik. Begründet von Karl Matthes, fortgesetzt von Lic. Dr. Hermann Gerlach, Archidiakonus in Forst (Lausitz); hat sie bereits den 32. Jahrgang erscheinen lassen, welcher das Jahr 1885 umfaßt (Dresden, A. Dieckmann, 1886; 4 M.), und der 33. wird hoffentlich bald nachfolgen. Das „kleine und doch so mühsame Werkchen" (es umfaßt immerhin 313 Seiten) kann kirchlich interessirten Protestanten nicht dringend genug empfohlen werden; nur das mangelnde Interesse des Publikums macht es erklärlich, daß es nicht mehr Käufer findet.

Nicht die Kirchengeschichte allein, sondern die gesamte Weltgeschichte umfaßt der von Dr. Wippermann in Berlin herausgegebene Deutsche Geschichtskalender, der im vorigen Jahre — für 1885 — zum erstenmale erschienen ist. Vom zweiten Jahrgang — für 1886 — liegt bereits die erste Hälfte vor: Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im Deutschen Reich (Leipzig, Grunow, 1887; in Leinwand geb. 6 M.; 432 S.).*) Das Unternehmen hat schnell Anklang gefunden. Mit Vergnügen mache ich in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, denn es ist auch wertvolles kirchengeschichtliches Material darin aufgehoben. Man kann an dem Buche ermessen, was für ein wichtiger Faktor der Weltgeschichte heutzutage die Kirchengeschichte ist. Freilich haben wir das hauptsächlich der römischen Weltkirche zu danken; aber auch der Protestantismus thut das Seine dazu. Der katholischen Kirchenpolitik ist ein eigner Abschnitt gewidmet: S. 170—206; außerdem gehört S. 141—162 hierher: die betreffenden Verhandlungen im Herren- und Abgeordnetenhause sind dort eingehend skizzirt, die Reden von Kopp, Beseler, Bismarck, Miquel; Gneist, Bismarck, Richter, Rickert, Stöcker, v. Eynern, v. Goßler teils vollständig, teils stückweise abgedruckt. Auch die evangelische Kirche Preußens hat ihren Abschnitt, der sich gliedert, wie folgt: I. Bewegung für größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche: 1. Forderungen von hochkirchlicher Seite, 2. höhere kirchliche Konferenz, 3. Kundgebungen in Vereinen, Presse und Konferenzen, 4. Kirchliche Mittelpartei, 5. Warnungsruf Beyschlags, 6. Pestalozzi und Baumgarten, 7. Brückner und v. Rauchhaupt, 8. der Ausschuß des Protestantenvereins, 9. Kreissynoden, 10. Gesetzvorschlag v. Hammersteins und v. Kleist-Retzows, 11. v. Rauchhaupt dagegen; II. Angelegenheit des Pfarrers Dieckmann; III. Verein für Reformationsgeschichte; IV. Deutsche evangelische Kirchenkonferenz; V. Vierzigste Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins; VI. Sechzehnter Protestantentag: S. 206—220, wozu noch S. 162—165 zu vergleichen. Bei den nichtpreußischen Bundesstaaten kehrt die Ueberschrift „Kirchenpolitik" wieder für Baiern, Baden und Hessen; auch von Braunschweig wird „Kirchliches" berichtet, unter „Sachsen" die Landessynode bedacht (Auszug aus dem Erlaß, die gemeinsame Bußtagsfeier betreffend, und eingehende Wiedergabe des Antrags Kuntze auf Erlaß einer Kirchenordnung). Dagegen hätte Württemberg ein Recht, sich über die dürftige Erwähnung seines neuen Kirchengesetzes zu beschweren. Auffallend gering ist die Berücksichtigung der mit unsrer Kolonialpolitik verbundnen Missionsbestrebungen: in dem Kalender für 1885 dürfte die Bremer Missionskonferenz vom 27.—29. Oktober nicht fehlen. Möchte auch der Schreibweise „Missionäre," die von Fachschriftstellern längst gemieden wird, künftig kein Raum mehr gegönnt werden! Je weniger aber der Verfasser mit Kirche und Theologie sonst Fühlung hat (das beweisen in dem sonst so zuverlässigen Buche Fehler wie Beischlag statt Beyschlag S. IX und 210, v. Oettinger statt v. Oettingen S. X und 222; dieser Name fehlt übrigens im Register), desto dankenswerter ist doch die große Fülle kirchengeschichtlichen Stoffes, die er bietet. Er giebt damit eine willkommene Ergänzung zu der in ihrer Art natürlich viel reichhaltigeren Matthesschen Chronik.

*) Soeben ist der zweite Band erschienen, der die außerdeutschen Staaten umfaßt (418 S.).

Hinsichtlich der praktischen Einrichtung ist der Deutsche Geschichtskalender der Allgemeinen kirchlichen Chronik weit überlegen. Es bleibt eben bei Luk. 16, 8. Der Verfasser der letztern bezeugt ausdrücklich, daß die „innere Anordnung" des 32. Jahrganges trotz dem Uebergange des Werkes in einen neuen Verlag unverändert geblieben sei: er würde gewiß mehr Dank finden, wenn er von den Finessen seines profanen Kollegen ein wenig lernen wollte. Schlecht will ich ja seine Einrichtung damit nicht genannt haben. R

(Rheinische Richter und römische Priester) Pfarrer Thümmel von Remscheid hat die Geschichte seines Prozesses (vergl. Nr. 5, S. 49) veröffentlicht und eine eingehende Kritik der römischen Messe vom Standpunkte evangelischen Glaubens hinzugefügt. Eine „Beschimpfung" dieser „Einrichtung" der römisch-katholischen Kirche zog ihm bekanntlich Klage und Verurteilung zu. Der vollständige Titel des Büchleins lautet: „Rheinische Richter und römische Priester. Eine trostreiche Belehrung über die römische Messe." (Barmen, Wiemann; 1 M.)

Es thut mir leid, die Schrift empfehlen zu müssen. Wer um keinen Preis gestört sein will in seinen Träumen von der Möglichkeit konfessionellen Friedens, nachdem die jesuitische Propaganda ihren Feldzug bereits eröffnet hat, wer das Klirren der Waffen von dort her, wo die Gegner bereits auf Leben und Tod mit einander fechten, nicht hören will, der lasse sie ja ungelesen. Wer aber stark genug ist, die traurige Wirklichkeit kirchlicher Kämpfe zu ertragen, den lade ich ein zu lesen. Vielleicht, wenn ihm die Sache zu Herzen geht, faßt er einen guten Entschluß und tritt dem Evangelischen Bunde bei. Ich wiederhole: es ist eine unerquickliche Lektüre. Aber viel unerquicklicher war für den Verfasser, was er erlebt hat. Man gerät zuweilen in Versuchung, die Zugehörigkeit Remscheids zu dem „paritätischen" Staate Preußen zu bezweifeln. Vielleicht gewinnt einer unsrer rechtsgelehrten Leser es übers Herz, uns noch ein unparteiisches Wort über die rechtliche Seite der Sache zu sagen.

Auf andern Boden führt uns ein „Offener Brief an Herrn Pfarrer Woker, römischen Priester in Halle a. S., von D. Jacobi, o. Prof. der Theol. zu Halle" (Halle, Strien; 50 Pf.). Der Jesuitismus zeigt doch überall, an der Saale wie am Rhein, dasselbe Gesicht. R

(Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins) Unter diesem Titel giebt der rührige Verlagsbuchhändler Hugo Klein in Barmen eine Sammlung von gut evangelisch-protestantischen Schriften heraus, die bei ihrer Billigkeit (das Stück 10 Pf.) sich vorzüglich zur Massenverbreitung eignen. Sie behandeln meistens Personen oder Ereignisse aus der Geschichte der Reformation und Gegenreformation; aber auch die Gegenwart findet Berücksichtigung, besonders die der evangelischen Diaspora und des Gustav-Adolf-Vereins. Es sind bisher 44 Nummern erschienen. Wer sich über Sinn und Zweck des Unternehmens unterrichten will, wird durch jede Buchhandlung oder vom Verleger selbst den „Ersten Bericht über den Fortgang des Unternehmens: »Für die Feste und Freunde des G.-A.-V.«" unentgeltlich beziehen können. Zu dem schweren Geschütz der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte bildet die Sammlung eine willkommene Ergänzung. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu literarische Beilagen von Ferdinand Hirt in Breslau, Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig und Velhagen & Klasing in Bielefeld